

NORBERT NEUGIRG

Tusch  
eineinhalb-  
mal



Norbert Neugirg

Tusch eineinhalbmal

Mit Zeichnungen  
von  
Norma Susanne Desing



Norbert Neugirg

# Tusch eineinhalbmal



Uns hat noch nie was leid getan,  
und kostet's auch mal einen Zahn!

Buch- und Kunstverlag Oberpfalz

*Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek*

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

3. Auflage 2020

© 2020 Buch- und Kunstverlag Oberpfalz

in der Battenberg Gietl Verlag GmbH

Texte: Norbert Neugirg

Zeichnungen: Norma Susanne Desing

Fotos: Christian Höllerer (Titel, Seite 3 und Rückseite)

Ulla Britta Baumer (Seite 29)

Wolfgang Steinbacher (Seite 106 und 140/141)

Stephan Huber (Seite 174)

Satz: DESING DESIGN, 93049 Regensburg

ISBN: 978-3-95587-030-0

## *Tusch eineinhalbmal*

Der Tusch ist so ziemlich das Erste, wodurch man in einer Blaskapelle lernt, auf welcher vielfältigen Weise in der Musik etwas danebengehen kann. Doch Pannen können unser Leben bereichern. Was einem widerfahren muss, um zu solch einer Einsicht zu gelangen, möchte ich einleitend schildern:

Nachdem man zwei Jahre lang einmal wöchentlich versucht hatte, mir musiktheoretisches Wissen und das Notenlesen beizubringen, bekam ich als Vierzehnjähriger in der Jugendblaskapelle eine Trompete in die Hand gedrückt. Wie viele an dieser vom Grünspan und seinen Vorbesitzern gezeichneten Ansammlung von gewundenen Röhren schon gescheitert waren, wusste niemand. Den Dellen und inneren Hinterlassenschaften nach zu schließen, hatten schon einige an diesem Horn Hand und Lippen angelegt. In meiner jugendlichen Unbekümmertheit nahm ich das heiß ersehnte Leihinstrument begeistert entgegen. Es lagerte zuvor im verstaubten Orchesterfundus, aus dem die Anfänger kostenlos mit Gerätschaften versorgt wurden. Das sollte die Eltern der Kapellenzöglinge des Vereins davor bewahren, teure Neuinstrumente anzuschaffen, bevor man überhaupt wusste, ob der Nachwuchs für die instrumentale Tonkunst geschaffen war oder ob er das Ding nach geraumer Zeit wieder in die Ecke, aus der es gekommen war, zurückwerfen würde. Ich jedenfalls hängte meine B-Trompete an den Fahrradlenker und fuhr stolz damit

in mein vier Kilometer entferntes Heimatdorf. Der dazugehörige Instrumentenkoffer war nie oder nicht mehr vorhanden. Vielleicht ist er auch in den Wirren des letzten oder vorletzten Weltkrieges verloren gegangen. Alles, was meine Trompete vor mir durchgemacht haben könnte, interessierte mich damals im Jahr 1974 überhaupt nicht. Kurz vor meinem Elternhaus stieß ich, die leichte Steigung hinauftretend, vom Fahrrad aus ins Horn. Das war sozusagen mein erster Tusch. Die erste akustische Ankündigung, dass es ab jetzt mit der Ruhe zu Hause vorbei sein wird. Meine Mutter war im Garten, und sie lachte, als sie mich kommen sah und mein schwankendes Getröte hörte. In den folgenden Jahren meiner Auseinandersetzungen mit der Trompetenkunst lachte sie oft und oft auch nicht.

Als Anfänger erlernten wir unsere Musizier-Fähigkeiten von den älteren Mitgliedern der Jugendblaskapelle, die weder Virtuosen noch ansatzweise auf dem Weg dazu waren. Wir eiferten ihnen nach. Richtiger Musikunterricht von ausgebildeten Instrumentalisten war auf dem flachen Land nicht zu bekommen. Den Sprössling mit dem Auto viele Kilometer in eine Musikschule mit richtigen Instrumentallehrern zu fahren und dann noch viel Geld dafür zu bezahlen, war bei einer siebenköpfigen Familie, wie in der, in welcher ich aufwuchs, nicht drin. „Wozu auch? Mit Musik kann man doch nichts Gescheites anfangen und schon gar kein Geld verdienen!“, war die überwiegende Meinung meines persönlichen Umfeldes. Wir wurden also Mitglieder im nächstgelegenen Dorfklangkörper. Das war die billigste Lösung, dank der

wir uns zu Wald- und Wiesenmusikanten entwickelten. So nennt man im Jargon diejenigen, die bei der Ausübung ihrer Bläserkunst viel Luft nach oben und qualitativ wenig Spielraum nach unten haben, dafür aber eine ausgeprägte Fähigkeit zur Selbstüberschätzung. Die besteht darin, das von einem selbst dahergeblasene Blech viel zu früh für Musik zu halten.

Der Spaßfaktor der Mitwirkenden einer Amateur-Blaskapelle hat unbedingten Vorrang vor dem Wohlbefinden der Zuhörer. Nach diesem Motto lärmte jeder von uns auf seiner Trompete, seiner Klarinette, seiner Posaune oder sonstigem Fundgegenstand aus dem Anfänger-Regal, der ihm zugeteilt worden war, in die Welt hinein, die nicht unbedingt nach uns verlangt hatte. Es folgten Jahre, in denen ich zwei Mal die Woche überschaubar sachgemäß im Blechblasen unterwiesen wurde. Unsere Stärke war in erster Linie die Lautstärke. Nicht schön Geblasenes redeten wir uns schön.

Deshalb ging es nach der Probe ins Wirtshaus. Dort wurden große Theorien aufgestellt, welche musikalischen Höhenflüge unserer Kapelle noch bevorstehen könnten. Die kühn aufgestellten Thesen schafften es aber selten über das Bierglas hinaus und mündeten zu fortgeschrittener Stunde oft im absoluten Dampfgeschwafel. Hatte sich der Dampf verflüchtigt, blieben aber ab und zu ein paar gute Ideen übrig, die das Zechgelage überlebten und in die Tat umgesetzt wurden. Heute nennt man das wohl Synergieeffekt oder Brainstorming. Diese Phänomene lernten wir kennen, ohne



zu wissen, dass es sie gibt, und wir wurden durch und durch gesellige Typen. Wenn es stimmt, dass „einmal pro Woche Stammtisch den Therapeuten erspart“, dann haben wir das deutsche Gesundheitswesen vor enormen Ausgaben bewahrt. Andererseits haben wir (aus Eigenmitteln finanziert!) die Gasthäuser in unserem Aktionsradius vom Zusperrren und die Wirtsleute vom Zubettgehen abgehalten. Das hat Spuren in uns hinterlassen. Nicht nur solche, derer man sich schämen müsste. Die Fähigkeit, als Gruppe auch außerhalb von Wirtshäusern zu operieren, die verschiedenen Verhaltensauffälligkeiten einschließlich der eigenen auf Allgemeinverträglichkeit zu reduzieren und soziale Intelligenz in Lebenslagen zu entwickeln, in denen mit herkömmlicher Intelligenz nichts mehr auszurichten ist, das waren weitere gute Errungenschaften, die uns das Schicksal der Laien-Blasmusik bescherte.

Blaskapellen-Zöglinge kommen früh in die Herdenhaltung und werden auf sozialverträgliches Verhalten getrimmt. Im Gegensatz zum Klavier- oder Geigen-schüler, der unter Anleitung eines leidensfähigen Lehrers hinter möglichst schalldichten Türen in Einsamkeit sein Instrument malträtiert, waren wir Dorf-Blasmusik-Schüler ständig in Gesellschaft, wenn auch nicht immer in der besten. Wir wurden von Beginn an in Gruppen unterrichtet. Zuerst als Anfänger im theoretischen Unterricht, dann getrennt nach Art des Instruments, also Trompetenabteilung, Klarinetten-spieler usw., und dann wieder alle Jungspunde zusammen in der Nachwuchskapelle. Von da aus wurde

man je nach Bedarf oder Können in die sogenannte „große Kapelle“ überführt oder vielmehr hineingeworfen. Dann galt man als „ausgebildet“ und war im Gesamtklangkörper des Vereins. Hier saßen alle, die unter dem Dirigat eines ehemaligen Militärmusikers die Reife und den nervlichen Belastungsgrad für die Endverwendung im Amateur-Blasmusikwesen erlangt hatten. Das vierzig- bis fünfzigköpfige, rein männliche Orchester beherbergte pubertierende Jünglinge, mitten in der Balz stehende Jungmänner, angehende Familienväter und gut abgehangene, erfahrene Mannsbilder mittleren bis fortgeschrittenen Alters. Alle übten anständige Berufe aus, die nichts mit Musik zu tun hatten. Das konnte man hören. Unser Dirigent bemühte sich redlich, auch die Ungehobeltesten unter uns für die Musik brauchbar zu machen. Wir versuchten uns an Ouvertüren und Orchesterwerken, die für uns mehrere Nummern zu groß waren und die wir mit sicht- und hörbarer Anstrengung beim Frühjahrskonzert darboten. Ein bis zwei Konzerte waren der Höhepunkt des Vereinsjahres. Über Monate versuchten wir jeden Freitagabend von halb acht Uhr an, dem konzertanten Musizieren auf die Schliche zu kommen. Die Probe wurde aufgelockert durch mindestens ein Drittel Zuspätkommende, von denen die letzten eintrafen, als die ersten schon wieder gingen, weil sie früher weg mussten. Schon allein deshalb herrschte in unseren Proben immer Leben.

Hinzu kam, dass einige den Abend hindurch vorwiegend damit beschäftigt waren, Sprüche und Kommentare zur



In der Livesendung „Fastnacht in Franken“ aus Veitshöchheim im Bayerischen Fernsehen hat die *Altneihäuser Feuerwehrkapell'n* aus der Oberpfalz alljährlich Gelegenheit, ihre charmante Unverschämtheit unter Beweis zu stellen. Norbert Neugirg gibt den griesgrämigen Kommandanten, seine Musikanten spielen die in seine Kapelle strafversetzte Feuerwehrmannschaft. Neugirgs einziger Zahn im rußgeschwärtzen Antlitz ist zum Markenzeichen geworden. Die Art und Weise, wie er und seine Kapelle Texte und Musik interpretieren, hat dem einzigartigen Ensemble seit 1985 eine Fülle von Auftritten beschert. Wie absurd sein abenteuerlicher Haufen zustande kam und welche Stilblüten seine jahrelange Texterei gezeitigt haben, schildert Norbert Neugirg in der ihm eigenen Selbstironie: Wer im Leben sonst nichts kann, der fängt auf Blech zu blasen an!

ISBN 978-3-95587-030-0

